

Ansprache zum Jahrestag der Reichspogromnacht am 9. November 2021 am Mahnmal der Alten Synagoge in Paderborn

Regens Msgr. Dr. Michael Menke-Peitzmeyer

I.

„Sachor! Gedenke!“ Durchdringend wie die Stimme eines Rufers in der Wüste erschallt die Mahnung. Wie eine nicht abwerfbare Last liegt sie auf der kleinen Gruppe, die sich vor dem ehemaligen jüdischen Betsaal versammelt hat. „Sachor! Gedenke!“ Kaum einer der Anwesenden kann sich noch persönlich an die Ereignisse der Reichspogromnacht erinnern. Die Anderen, Jüngeren haben sich ihr Wissen darüber zumeist angelesen. Nur in wenigen Häusern fanden sich ja Zeitzeugen bereit, über diesen Gewaltakt zu sprechen. Ob es an der Einsicht lag, dass auch jene Täter waren, die nicht gezündelt, zerstört, misshandelt haben? Oder nur an Uneinsichtigkeit und Verdrängung?“

Sehr geehrte Damen und Herren,

wenn ich diesen Auszug aus der Wahrnehmung einer Teilnehmerin an einer Gedenkfeier zur Reichspogromnacht aus der Mitte der 90er Jahre (des inzwischen vergangenen Jahrhunderts) zitiere, frage ich mich: Was hat sich seither im erinnernden Rückblick auf die schrecklichen Ereignisse, die sich mit dem Datum des 9. November 1938 verbinden, geändert? Gewiss nicht das **Entsetzen** über das, was den jüdischen Mitbürgerinnen und Mitbürgern in der dunklen Zeit des Nationalsozialismus angetan wurde. Und auch nicht das **Eingeständnis**, dass das Versagen derer, die weggesehen und geschwiegen haben – während der Verfolgung der Juden und in den Jahrzehnten danach – schwer auf allen lastet, die das Geschehen der Schoah nicht unter dem Aktendeckel der Geschichte unseres Landes abgelegt haben.

Was sich aber verändert hat – und zwar ohne äußeres Einwirken –, ist der **zeitliche Graben** zwischen dem, was am 9. November 1938 in unserem Land geschah und dem heutigen 9. November 2021. 83 Jahre sind seither vergangen – mehr als 3 Generationen. Eine lange, ja sehr lange Zeit! Viele der damaligen Zeitzeugen – ob hier in Paderborn oder anderswo – sind inzwischen verstorben oder werden sich, da sie damals Kinder waren, kaum noch an das erinnern können, was sich damals zutrug – oder wenn, dann überhaupt nur sehr schemenhaft. Ich erinnere an die Worte der 1987 geborenen jüdischen Publizistin Maria Weisband in ihrer Rede vor dem Bundestag am diesjährigen Holocaust-Gedenktag: *„Wir gedenken der Shoah und haben das Glück, noch jenen zuhören zu dürfen, die sie überlebt haben. Aber dies ist die letzte Generation, die das noch kann. Wir, die Nachkommen, stehen jetzt der Tatsache gegenüber, dass mehr und mehr Augenzeugen von uns gehen Und dass wir das Gedenken doch irgendwie weitertragen, lebendig halten müssen.“*¹

„Sachor! Gedenke!“ Mit diesem Aufruf, einem Grundwort des jüdischen Selbstverständnisses seit biblischen Zeiten, werden in unserer Vorstellung als Spätgeborene oder Nachgeborene Bilder wach gerufen, die selbst dann schwer auszuhalten sind, wenn man sie nicht unmittelbar erfahren oder sich von Zeitzeugen hat erzählen lassen: Bilder von brennenden Synagogen, schikanierten und getretenen Frauen und Männern, Kindern und Greisen. Dem Reichspogrom folgten wenige Jahre später Auschwitz, Theresienstadt, Majdanek – und andere, bekannte und unbekannte Orte des Grauens im damaligen Deutschland.

II.

Liebe Zuhörerinnen und Zuhörer!

Wann immer ich in den vergangenen Jahren an Gedenkfeiern wie diesen oder auch an Gottesdiensten in Erinnerung an die Schoah teilgenommen habe, spürte ich, wie mich das Nicht-Verstehen-Können, vor allem aber

¹ M. Weisband, Einfach nur Mensch sein. In: Auf Zukunft hin. 1700 Jahre jüdisches Leben in Deutschland, HK-Sonderpublikation 2021, 34.

das Erschrecken, Entsetzen und auch die Trauer angesichts des Geschehenen mit denjenigen verband, die bei diesen Augenblicken des Gedenkens mit mir anwesend waren. Es kam mir und kommt mir auch heute vor wie ein - bisweilen in den Augen sichtbares, meist aber verborgenes und doch starkes - Band der Solidarität und des Mitfühlens unter denjenigen, die dieses finstere Kapitel der Geschichte der Juden nicht vergessen wollen oder können. Weil sie wissen oder zumindest spüren: Hier geht es um einen integralen Bestandteil der Schuldgeschichte und der Verantwortungsgemeinschaft unseres Volkes, ja der gesamten Zivilisation. Und doch geht es bei aller bestärkenden Verbundenheit, für die ich zutiefst dankbar bin, auch um mich persönlich. Und um jede und jeden einzelnen der Anwesenden. Denn es ist ja zuerst *mein* Unverständnis, *mein* Erschrecken, *mein* Entsetzen und *meine* Trauer im Angesicht der Schoah – oder besser gesagt: der zahllosen Menschen, die das fürchterliche Schicksal traf. Und diese tiefen Empfindungen fordern eine Auseinandersetzung, *meine* Auseinandersetzung mit dem, was mit dem 9. November 1938 einen ersten grausamen Höhepunkt erreichte. Und es genügt wohl nicht, mich nur zu erinnern – einmal im Jahr. Denn es handelt sich nicht nur um die entsetzlichen Erfahrungen anderer Menschen in einer der finstersten Nächte in der Geschichte Deutschlands; es geht gewissermaßen auch um *meine* Geschichte, selbst wenn ich die Gnade der späten Geburt für mich geltend machen könnte. Nicht um meine Schuld geht es hier, das nicht. Aber um mein geschichtliches Betroffen-Sein und das meiner Vorfahren – und was daraus folgt. Dazu eine persönliche Erinnerung: Das, was am 9. November 1938 sowie vorher und nachher geschehen war, wurde spätestens mit der umstrittenen Sendung des US-amerikanischen Films „Holocaust“ im Fernsehen hierzulande Anfang 1979 publik. Ich erinnere mich (noch rudimentär) an den Geschichtsunterricht in der Mittelstufe damals, als ich erstmals mit diesem fürchterlichen Thema bewusst konfrontiert wurde und irgendwie spürte: Hier wird ein großes Tabu, ja eine Mauer des Schweigens durchbrochen. Das Entsetzliche wurde benannt und erstmals in dieser Form einer breiten Öffentlichkeit in Deutschland bekannt. Erschrecken und Entsetzen über die Grausamkeiten, die

jüdischen Mitbürgerinnen und Mitbürgern, dargestellt am Schicksal der jüdischen Familie Weiss, angetan wurden, machten sich breit. Und das war bitter nötig – auch Jahre nach den Auschwitz-Prozessen in den 60er Jahren. Für mich blieben es zunächst nur kurze, wenn auch bedrückende Impressionen aus einer fremden, fernen Welt – bis mit wachsendem Verstand und Horizont die nicht weniger bittere Erkenntnis hinzukam: Die Opfer hatten alle einen Namen: jede und jeder einzelne. Und auch die Täter und Mitläufer, die selbstverständlicher Teil unserer Gesellschaft waren (und seinerzeit zu einem großen Teil noch lebten). Plötzlich rückte das scheinbar Ferne in unmittelbare Nähe, verlangte nach einem ganz anderen Umgang mit dem Geschehenen und führte zu schmerzhaften Einsichten, die es auszuhalten galt. Und mündete in der Zeit des Erwachsenwerdens für mich zu unerwarteten, aber notwendigen Schritten einer nüchternen Konfrontation mit dem, wozu Menschen fähig sind: in tiefster Abgründigkeit.

Wie viele Worte sind über die Tragik des abgründig Bösen, die sich im Holocaust manifestiert hat, nicht nur gesprochen, sondern auch geschrieben worden! Und das war und ist im wahrsten Sinne des Wortes notwendig – immer wieder, je neu. Aber Worte können nicht – auch nur annähernd – zum Ausdruck bringen, welches Leid diese Katastrophe für Jüdinnen und Juden in ganz Europa mit sich gebracht hat. So steht für mich – und für viele andere wohl auch –, über allen Versuchen, das Fürchterliche in Worte zu fassen, vor allem eines: **Sprachlosigkeit**. Ja, es fehlen mir immer noch die Worte im Angesicht der Schoah. So entsetzlich, ja unerträglich war, ist und bleibt das, was damals geschah. Das, was Jüdinnen und Juden in unserem Land an körperlichen und seelischen Qualen durchlitten haben, lässt sich nicht in Worte fassen – nicht in Berichten, Dokumentationen, Gedenkveranstaltungen und über andere Informationswege. Und es lässt sich auch nicht in Worte fassen – ich sage das bewusst als gläubiger Christ – im **Gebet** vor Gott. Da bleibt nur das schweigende Gedenken und der stumme Schrei vor Gott: Wie konnte das geschehen, auch durch Menschen, die einem christlichen Bekenntnis angehörten oder doch zumindest im Glauben an Gott aufgewachsen und

durch ihn auf irgendeine Weise geprägt oder zumindest beeinflusst waren? Wie konnte das nur geschehen?

III.

Meine Damen und Herren,

was auf die Vergangenheit der Schoah bezogen geradezu geboten ist – Sprachlosigkeit und Schweigen –, das trifft für die Gegenwart und Zukunft nicht zu. Auf gar keinen Fall! Denn: **Vor Sprachlosigkeit und Schweigen ist eindringlich zu warnen!**

- Wer heute sprachlos bleibt und schweigt, wenn Menschen anderer Hautfarbe, anderer Herkunft, anderer Weltanschauung, Religion oder Lebensweise beleidigt, angepöbelt oder misshandelt werden – macht sich schuldig.
- Wer heute schweigt, wenn sich Hass und Gewalt in unseren kleinen oder auch in den größeren Lebenszusammenhängen Raum verschaffen – macht sich schuldig.

Das sind zugegebenermaßen – bei Anlässen dieser Art oft zu hörende – große Worte und hehre Ideale, die schnell moralinsauer wirken können und oft die Falschen im Publikum treffen. Aber sie haben einen „*Sitz im Leben*“, weil sie auf Erfahrungen von Menschenverachtung in unserer Gesellschaft basieren, leider auch immer noch für Jüdinnen und Juden in Deutschland. Wenn ich die Namen der Städte Halle und Hagen nenne, wissen Sie, was gemeint ist. Oder wenn ich die Zahl von 59 registrierten Angriffen auf die jüdische Glaubensgemeinschaft in Deutschland im vergangenen Jahr 2020 nenne. Vor diesem Hintergrund dürfen wir uns nicht davon dispensieren, immer wieder neu zum Ausdruck zu bringen: Wir achten die Würde eines jeden Menschen – und versuchen dementsprechend zu handeln. Mit der kleinen Münze des Alltags!

Und so erwächst aus den furchtbaren Ereignissen der jüngeren deutschen Geschichte gesellschaftliche Verantwortung für heute – und für die Zukunft. Die eben zitierte Marina Weisband bringt es eindrucksvoll auf den

Punkt, wenn sie im Blick auf ihre jüdischen Mitbürgerinnen und Mitbürger formuliert: *„Wir müssen antworten auf jene, die fragen: Warum müssen wir dieses alte Zeug aufrollen? Wir sind jene, die alle aus der Vergangenheit gezogenen Lehren in eine Zukunft überführen müssen. Wir müssen einen Weg finden, das Gedenken der Schoah weiterzutragen, ohne uns selbst zu einem lebendigen Mahnmal zu reduzieren. Wir sind diejenigen, die unter den Porträts unserer Großeltern und Urgroßeltern eine neue Gesellschaft bauen müssen. Eine, in der vielleicht, irgendwann, eine jüdische Kultur gelebt werden kann und mit einer schlichten Selbstverständlichkeit behandelt wird. Und dann können wir tatsächlich einfach nur Menschen sein.“*²

Dieser Hoffnungsperspektive schließe ich mich aus tiefer Überzeugung an: im Blick auf unsere jüdischen Mitbürgerinnen und Mitbürger und alle Menschen, die eine schwere Last der Geschichte tragen müssen. Sie folgt aus dem erinnernden Gedenken und der Einsicht, dass Worten Taten folgen müssen. Dazu gehört für mich persönlich neben der gebotenen Praxis des Alltags auch das Gespräch mit Gott, das **Gebet** zu ihm: IHN bitte ich um den Mut und die Kraft zum Handeln im Alltag, aber auch darum, dass durch unser Volk nie wieder eine so verheerende, todbringende Katastrophe über Menschen hereinbricht. Es möge vielmehr für alle, die in unserer Stadt Paderborn und in unserem Land wohnen, spürbar werden, wozu Menschen fähig und willens sind – und wozu wir einander ermutigen sollten: zu Freundlichkeit und Güte, zu Offenheit und Toleranz, zu Solidarität und Hilfsbereitschaft, kurzum zum Guten. Auch und gerade deshalb heißt es heute: *„Sachor! Gedenke!“*

Es gilt das gesprochene Wort!

² M. Weisband, a.a.O., 34.